



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Prachtwerk über unsre Kriegsflotte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht einseitig körperliche oder ästhetische Festspiele zu veranstalten, sondern möglichst eine Vereinigung beider.

In dieser Richtung wirke jeder Volksgenosse mit Kraft und Zähigkeit; dann werden auch zur rechten Zeit die Mäner kommen, die, wenn die Saat gereift ist, die Ernte unter Dach und Fach bringen zum Schmuck und zur Ehre unsers Volkes und zum Ruhm unsers Vaterlandes.



Ein Prachtwerk über unsre Kriegsflotte*)



ies Werk erscheint zur guten Stunde. In einer Zeit, wo man schon vollständig die Schätzung dafür zu verlieren beginnt, was in den sechziger und siebziger Jahren durch Blut und Eisen geschaffen worden ist und nur durch Blut und Eisen geschaffen werden konnte, wo die Philister über jeden Groschen jammern, der für Heer und Flotte vergeudet wird, wo für viele dieses deutsche Reich, das der Traum und die Sehnsucht von Jahrhunderten gewesen ist, und für das tausende ihre Kraft, ihr Blut und ihr Leben eingesetzt und begeistert geopfert haben, schon eine Last zu werden beginnt, eine Last wegen ihres elenden Kirchturnspartikularismus oder wegen internationaler Gefühlsduselei oder internationalen Interessenschwindels, in solcher Zeit, wo der wahre Patriot voll Scham und Ärger der Schwachseligkeit, der Mutlosigkeit und dem feigen und schäbigen Egoismus gegenübersteht, ist es eine dankenswerte That, ein Werk wie dieses zu unternehmen, das den Leuten deutlich vor die Augen rückt, was die Pflicht gegen das Vaterland verlangt.

Nur eins ist schade: daß ein mit solcher Pracht ausgestattetes Werk nicht in jedermanns Hände kommen kann. So billig sein Preis ist für das, was es bietet, er ist doch viel zu hoch, als daß es in so weite Kreise dringen könnte, wie es sollte. Möchten es wenigstens die obern Stände im ganzen Reiche beachten und sich nicht nur die Bilder ansehen, sondern auch aus dem warm geschriebnen Texte herauslesen, was herauszulesen nothtut: daß es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit jedes Deutschen ist, statt sich beruhigt darüber schlafen zu legen, wenn er in seiner Zeitung liest, daß unsre Herren

*) *Unsre Kriegsflotte*. Dem deutschen Volk in Wort und Bild dargestellt von Georg Wislicenus, Kapitänleutnant a. D., unter Mitwirkung der Marinemaler Karl Salkmann, Friedrich Schwinge, Willy Stöwer. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1895. Großfolio. 56 Seiten Text und 20 Tafeln in Buntdruck. In eleganter Mappe 30 Mark.

Reichstagsabgeordneten wieder so und so viel vom Marinebudget gestrichen haben, darauf zu dringen, daß jeder Groschen, der zu kriegen ist, für die Marine verwandt werde, und daß er da geholt werde, wo er zu finden ist. Es ist sehr viel mehr Geld in Deutschland, als für Lehrgelthaufbesserung, Heer und Flotte zusammen nötig wäre, und von den Notleidenden und kümmerlich und knapp Durchkommenden braucht es nicht genommen zu werden. Das weiß jedes Kind und jeder knickrige Lump, und doch wird gerade das nicht gethan, was vernünftig und ehrlich wäre. Für die Kneipentrinkgelber allein, die in Deutschland ausgegeben werden, könnte jedes Jahr ein Panzerschiff ersten Ranges gebaut werden, wenn nicht zwei.

Das Werk nennt sich „Unsre Kriegsflotte von Georg Wislicenus unter Mitwirkung der Marinemaler usw.“ Dies könnte manchem seltsam vorkommen bei einem Werke, bei dem die Bilder so sehr die Hauptsache zu sein scheinen wie hier. Aber der Titel ist ganz berechtigt; der Text ist kein Begleitwort zu den Bildern, sondern er ist eine selbständige populäre Beschreibung unsrer Marine und eine Darstellung ihrer Aufgaben, und er enthält manches sehr beherzigenswerte Wort; die Bilder aber, so selbständig sie auftreten, sind doch nur Illustrationen zu diesem Text. Um sie vorweg zu würdigen: sie sind eine Sammlung von kleinen Kunstwerken, die jedem Beschauer Interesse abgewinnen und Freude bereiten werden. Sie sind nichts weniger als Illustrationen im gewöhnlichen Sinne. Jedes ist ein allerliebste Seestück; die Szenerie wechselt von Blatt zu Blatt und zeigt das Meer in allen Stimmungen, allen Farben. Die Schiffsbilder sind die lebendige Staffage für den landschaftlichen Hintergrund. Alle Bilder sind mit Liebe gemalt, die technische Herstellung ist glänzend und gereicht der Verlagsanstalt zu hoher Ehre. Für viele wird das Malerische und die vortreffliche Wiedergabe dieser Marinebilder den Anreiz zum Kauf geben; aber für uns liegt doch der Hauptwert im Text und in dem, was er lehrt.

Armeen lassen sich auch jetzt noch im Notfalle aus der Erde stampfen, sagt Wislicenus an einer Stelle, Kriegsflotten aber nicht. Der Kriegsschiffbau erfordert lange Zeit und Ausnutzung aller technischen Fortschritte. Und um ein Kriegsschiff erst kriegstüchtig zu machen, bedarf es langer, fleißiger Arbeit in Friedenszeiten.

Dies führt der Hauptteil des Textes aus. Der Bau, die Einrichtung, der Zweck aller Arten unsrer Kriegsschiffe wird beschrieben, ihre Verwendung und ihre Leistungsfähigkeit; alles klar und für jeden Laien verständlich und interessant. Dazwischen sind Betrachtungen allgemeinerer Art gestreut, die, wir dürfen wohl sagen, die idealere Seite der Sache beleuchten und für sie empfänglich zu machen suchen.

Der Verfasser benutzt die Beschreibung der Kaiserjacht „Hohenzollern,“ die das Werk einleitet, um auf frühere Zeiten und die Entstehung unsrer

Marine einen Rückblick zu werfen. Es ist ein zum größten Teil tief trauriges Bild, das er da entrollt, ein Bild, das die Geschichte des deutschen Volks im ganzen spiegelt. Er zeigt, wie seetüchtig die Völker deutschen Blutes von jeher gewesen sind, aber wie auch zur See nie eine dauernde Herrschaft hat errungen werden können wegen der Zersplitterung der Kräfte, der Zerrissenheit der deutschen Stämme. Der alte, jahrhundertelange Fluch des deutschen Volks! Bandalenkönige haben die Meere beherrscht, die Hanse hat mit den Kriegsflotten, die ihre Rauffahrer zu schützen hatten, Königreiche in Bann gehalten, aber alles sank wieder dahin, weil keine starke Hand dawar, es zusammenzufassen und zu leiten, weil republikanischer Dünkel und Krämergeist für große Ziele nicht zu haben waren, und die Dymmacht die besten Küstenländer, Flandern und die Niederlande, preisgeben mußte. Wislicenus zeigt dann, wie in unserm Jahrhundert einmal das Bewußtsein der Notwendigkeit einer deutschen Flotte aufblühte und das ganze Land eine „achtunggebietende Flotte“ forderte, und wie kläglich hinterher die Ausführung wurde, wie aber Preußen unter seinen Hohenzollern im zähen Festhalten an der Idee vom großen Kurfürsten an allmählich mit Versuchen und langsamem Fortschreiten die Grundlage schuf, auf der sich jetzt nach der Gründung des Reichs die deutsche Marine aufbaut. Die Einigung ist da, und damit die Möglichkeit, daß uns eine feste Hand auch auf der See dem zuführt, was wir auf dem Lande schon erreicht haben.

Was ist aber der Zweck der Flotte? Wir haben in dem letzten Vierteljahrhundert viel erreicht, aber damit ist nur der feste Punkt errungen, von dem aus wir gewinnen müssen, was uns noththut. Wir sind, Gott sei Dank, noch ein Volk, das sich vermehrt und sich ins Unendliche zu vermehren fähig ist; das giebt uns die Überzeugung, daß die Vorsehung einen Zweck für uns habe, daß wir eine Rolle auf dem Erdenrunde spielen sollen. Aber unsere Grenzen beginnen zu eng zu werden und drohen uns zu ersticken. Die sozialen Fragen zeigen es, es ist hundertmal in diesen Blättern ausgeführt worden, daß unsere sozialen Fragen nur eine Raumfrage sind — wir brauchen Boden! Das deutsche Volk ist wie ein Kind — Gott sei Dank, noch ein Kind und kein Greis —, das aus den Nähten seines Kleides plagen muß, wenn es nicht darin verkümmern will. Es muß sich Abfluß schaffen für seine überflüssigen Kräfte — das ist die Lösung der sozialen, beiläufig auch der Frauenfrage — nach außen, in die Nähe oder in die Weite. Unsere Leser wissen, was unser Ideal ist. Aber es ist gleichgiltig, ob wir uns Kolonialland über dem Meere oder in der alten Welt suchen, kein Weitergreifen ist möglich ohne eine starke Seemacht, ohne Herrschaft über das Meer. Wer die See hat, hat das Land! Alle Staaten wissen das, jeder drängt nach außen, wenn er sie nicht hat, und jeder arbeitet mit allen Mitteln, sich stark zur See zu machen. Sieht nicht jeder das Beispiel Englands? Wodurch hat dies an sich kleine und lächerlich

schwache Reich die Herrschaft über den größten Teil des Erdbodens gewonnen, und wie erhält es sie? Dem Deutschen, dem es zeigt, was er könnte, muß es die Schamröte in die Wangen treiben.

Wir dürfen uns stolz als das mächtigste und im Kern stärkste aller Völker fühlen. Aber haben wir den Raum, der uns gebührt, und dessen wir zur freien Entfaltung unsrer Kräfte, jedes Einzelnen der Volksgenossen, bedürfen? Wir müssen uns Raum schaffen, und das Mittel, das uns dazu zu dienen hat, ist unsre Flotte. Und nun vergleiche man mit unsrer Flotte die Flotten anderer Völker! Frankreich allein hat so viel Panzerschiffe wie der ganze Dreiebund zusammen, Rußland, das keine Handelsflotte zu schützen hat, so viel wie Deutschland, und dabei fahren beide Länder fort, mit aller Kraft, ihre Flotten weiter auszubauen; was wir haben, verschwindet gegen die Flotten der andern Länder, und doch werden wir vielleicht einmal einer ganzen Welt zu trugen haben.

Zu trugen? fragen die sparsamen Leute. Genügt es nicht, wenn wir stark genug zur Verteidigung sind? Schützen uns nicht unsre Küstenforts, haben wir nicht Soldaten genug, jeden Einfall abzuwehren? Nein, es genügt nicht, auch wenn wir das alles ausreichend hätten. Denn es sichert weder die Kolonien, die wir haben müssen, noch unsre Handelschiffe, die alle Meere befahren und jetzt den Atem bilden, der uns am Leben erhält. Würden wir plötzlich — jetzt oder später, wenn wir uns Kolonialland erworben und das schon vorhandne ausgestaltet haben werden — zu einem Verteidigungskriege gezwungen, in dem unsre Kriegsflotte nur ausreichte, das Eindringen der Feinde in unsre Häfen zu verhüten, so wäre doch unser gesamtes Eigentum über dem Wasser drüben und das, was auf dem Wasser schwimmt, preisgegeben und verloren. Unsre Häfen könnten nicht mehr ausatmen und einatmen. Absatz und Zufuhr wären abgeschnitten, wir müßten ersticken.

Solche Dinge zeigt uns Wislicenus, und er zeigt, was sich daraus ergibt: daß nur eine Flotte, die imstande ist gegen jeden Feind die Offensive zu ergreifen, ihn wegzuräumen vom Meere und sich über dies die Herrschaft und der Handelsflotte den freien Verkehr zu sichern, uns so dienen kann, wie wir es brauchen. Wir werden stark sein und das Leben behalten, wenn wir imstande sind, einen Feind in seine Häfen zurückzuwerfen und dort festzuhalten, wenn wir imstande sind, den Krieg auch auf dem Seewege in sein Land zu tragen, seine Häfen und seine Kolonien zu brandschatzen und seine Handelschiffe zu kapern. Dazu muß unsre Marine fähig sein, sonst geschieht uns, was wir andern anzuthun haben.

Und dafür haben wir zu sorgen, das lehrt uns Wislicenus Schrift. Eine starke Flotte wird in jedem Kriege das Landheer entlasten. Sie ist schneller imstande als dieses, den Krieg in Feindesland zu tragen; sie braucht einen viel geringern Bestand von Mannschaft und opfert entsprechend weniger

Blut — schon das rechtfertigt jedes Opfer an Geld für sie. Wir müssen eine Flotte haben, die jedem Feinde entgegentreten und ihn schlagen kann, und wir müssen die Mittel dazu aufbringen. Das Wislicenus'sche Werk zeigt die vorhandne Grundlage und wie darauf weitergebaut werden muß, mit aller Kraft, ohne Rücksicht darauf, was an Veraltendes vergeudet werden mußte und für Neues neu aufzuwenden ist.

Sa, und „die Börger's möttens betahlen“ hält man uns höhnisch entgegen. Sa, sie müssen es bezahlen und sie können es. Tabak und Bier können es mit indirekten, die großen Vermögen mit direkten Steuern. Es ist schmachvoll, daß man sich sträubt, diese Steuern zu bewilligen und sich dahinter zu verkriechen, daß man behauptet, wir wären ein armes Volk und an der Grenze unsrer Leistungsfähigkeit angelangt, wo es sich um das Glück unsrer Kinder und das Gedeihen des ganzen Volkes handelt. Wollten wir uns wirklich keine Entbehrungen auferlegen, um waffenfähig und kriegstüchtig zu bleiben, uns einen genügenden Anteil am Raume der Erde zu schaffen? Ohne gute Waffen kommen wir in die Gefahr, daß unsre besten Volkskräfte aus Mangel an Raum verkümmern. Wir müssen kriegstüchtig sein, um leben zu können und uns zwischen all den Slawen und Romanen aufrecht zu erhalten, sonst sind wir bald ihre Beute. Und was für Entbehrungen werden denn verlangt? Wieviel könnte von uns jährlich mehr aufgebracht werden, als jetzt geschieht, ohne daß die, die es zu steuern hätten, auch nur einen kleinen Teil ihrer Genüsse aufzugeben brauchten! So lange Hotels, Bierpaläste, Rneipen, Cafés und Korps Häuser noch mit dem Aufwande von Millionen ausgestattet werden können überall im deutschen Reiche, so lange noch in allen Städten und Städtchen die alten einfachen Häuser weggerissen werden, um Prunkgebäuden aus kostbaren Materialien Platz zu machen, so lange alles geschehen kann und geschehen darf, um das Leben der besitzenden Klassen immer reicher, immer genußvoller zu gestalten, so lange ist es kindisch, sich und andern vorzulügen, das Land sei an der Grenze seiner Steuerfähigkeit angelangt. Wir sollten nur einmal wirklich in Not kommen, unsre Feinde sollten in die Lage kommen, unsre Häfen zu blockiren und unsre zu schwachen Heere in die Grenzen hereinzuwerfen und selbst ins Land zu dringen: dann sollten wir merken, was wir für Heere und Flotten aufzubringen vermöchten, aber nicht für die eignen, sondern für die fremden. Niemand wird jetzt gezwungen, sein Letztes herzugeben für das Vaterland, wie es in den Freiheitskriegen tausende und abertausende haben thun müssen und gern thaten. Es ist nur ein Teil dessen, was wir hergeben können, der dafür genügt, unser Heer und unsre Flotte zu den stärksten der Welt zu machen, und unsre Pflicht ist es, die Hände aufzuthun, daß es geschieht.

Und sind wir Deutschen nicht von alters her ein waffentragendes Volk gewesen, ist es nicht jedes Mannes Ehre, mit der Waffe in der Hand und wie er es sonst kann, dem Vaterlande zu dienen? Wenn das Volk endlich